

HEYNE <

Das Buch

Als Adam endlich die Entlassungspapiere der US Army in Händen hält, ergeht es ihm nicht anderes als den meisten Überlebenden des Zweiten Weltkrieges, die – kaum dass sich der Rauch über den Trümmern verzogen hat – ungläubig aus einem Albtraum erwachen. In Venedig angekommen, stellt er fest, dass der strahlende Marmor und die goldenen Kuppeln nicht nur verzaubern, sondern auch blenden können. In der Stadt an der Lagune stürzt er sich mit Claudia Grassini, einer bei der Accademia angestellten Jüdin, in eine leidenschaftliche Affäre. Doch Claudia fällt es schwer, daraus eine ernsthafte Beziehung wachsen zu lassen. Je mehr Adam über ihre Vergangenheit erfährt, desto mehr versteht er, warum. Und plötzlich tritt ein Dämon dieser Vergangenheit wieder in Erscheinung: Dr. Gianni Maglione, der Arzt, der Claudias todkranken Vater – mit einem bei läufigen Kopfnicken – an ein SS-Kommando verraten haben soll. Ein ungeheurer Verdacht, an dem zunächst auch Adam zweifelt. Doch warum verliert Claudia kurz nach dem Eklat erst ihre Stelle und dann ihre Wohnung? Wozu ist der angesehene Venezianer mit dem durchdringenden Blick wirklich fähig?

In diesem Roman über einen historischen Wendepunkt skizziert Joseph Kanon subtil und aufrüttelnd Venedig als Kulisse für eine mitreißende Mischung aus Thriller, Liebesdrama und Zeitgeschichte.

»Ein Meisterstück.« *Die Zeit*

Der Autor

Joseph Kanon, geboren 1946 in Pennsylvania, studierte am Trinity College in Cambridge und leitete jahrelang einen renommierten amerikanischen Verlag, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete. Er lebt mit seiner Frau, der Literaturagentin Robin Straus, in New York.

Joseph Kanon
Stadt ohne Gedächtnis

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Rudolf Hermstein

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe ALIBI erschien bei Henry Holt and Company, LLC



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *München Super* liefert Mochenwangen.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 06/2007
Copyright © der Originalausgabe 2005 by Joseph Kanon
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006
by Karl Blessing Verlag GmbH, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © dieser Ausgabe 2007
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2007
Umschlagillustration und Umschlaggestaltung:
© Nele Schütz Design, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
ISBN: 978-3-453-81134-8

www.heyne.de

Für David und Lizbeth Straus

I

Nach dem Krieg mietete meine Mutter ein Haus in Venedig. Sie war zunächst nach Paris gegangen, in der Hoffnung, dort die Fäden ihres alten Lebens wieder aufnehmen zu können, aber Paris war unwirtlich geworden, alles klagte über die Verknappung, sogar ihre Freunde waren zermürbt und zurückhaltend. Die Stadt befand sich noch immer im Krieg, diesmal mit sich selbst, und alles, weshalb meine Mutter zurückgekehrt war – die große Wohnung in der Rue du Bac, die Cafés, der Marché Raspail, in der Erinnerung verklärt –, kam ihr jetzt armselig und fade vor, düster unter einer beständigen grauen Wolkendecke.

Zwei Wochen, und sie floh nach Süden. Venedig würde wenigstens noch so aussehen wie früher, und es erinnerte sie an meinen Vater, an die frühen Jahre, als sie die Nachmittage am Lido verdösteten und abends tanzen gingen. Auf den Fotos waren sie immer gebräunt, saßen vor gestreiften Umkleidehütten in Liegestühlen, alberten mit Freunden herum, alle in Kaftanen oder voluminösen Badeanzügen aus Wolle. Cole Porter war da gewesen und hatte flotte Songs geschrieben, und da meine Mutter mit Linda eng befreundet war, hatten sie so manchen Abend um den Flügel gegessen und getrunken, in dem Sommer, als sie gerade geheiratet hatten. Als ihr Zug aus Paris schließlich die Lagune überquerte, glitzerte die Sonne so hell auf dem Wasser, dass es ihr ein paar blendende Minuten lang fast so schien, als sei dies jener erste Sommer. Bertie, der ebenfalls auf den Lido-Fotos figurierte, holte

sie mit einem Motorboot am Bahnhof ab, und als sie den Canal Grande entlangrauschten und die Sonne so strahlend und die Palazzi so prachtvoll waren wie eh und je, die ganze unglaubliche Stadt nach all den Jahren noch immer dieselbe, dachte sie, hier könnte sie wieder glücklich sein.

Bertie mit seinem fließenden Italienisch führte eine Woche später die Verhandlungen, als sie drei Etagen eines Hauses auf der Südseite von Dorsoduro mietete, das früher einmal der Familie Ventimiglia gehört hatte und immer noch Ca' Venti hieß. Die derzeitige Besitzerin, die Marchesa, wie meine Mutter sie fortan nannte, obwohl sie keinen Beweis für diesen Titel hatte, nahm ihre Kleider, ein paar silbergerahmte Familienfotos und den Scheck meiner Mutter und bezog das ehemalige Dienstbotenquartier im obersten Stock. Das Haus war spärlich möbliert, als hätte die Marchesa die Einrichtung Stück für Stück verkauft, aber der Piano Nobile mit seinen Damasttapeten und seinen Kandelabern war intakt geblieben, und Bertie überließ meiner Mutter einige moderne Möbel aus seinem Palazzo am Canal Grande für ein Wohnzimmer im rückwärtigen Teil. Das Schöne an dem Haus war das Licht. Es strömte durch Fenster herein, aus denen man über die Zattere zur Giudecca hinübersah. Es gab Dienstmädchen, die zum Haus gehörten, ein im Kanal vertäutes Boot und ein Speisezimmer mit einer Decke, die laut Bertie zwar nicht von Tiepolo selbst stammte, aber seiner Schule zugeschrieben wurde. Die Emigranten kamen nach und nach zurück, öffneten ihre versperrten Häuser und planten Partys. Kaffee und Zucker waren Mangelware, aber der Wein war billig, und der tägliche Fang der Fischer glänzte und zappelte wie früher auf den Markttischen der Pescaria. Das Fenice spielte. Mimi Mortimer war aus New York eingetroffen und versprach, einen Ball zu geben. Vor allem aber war die Stadt immer noch schön, hinter jeder Ecke wartete ein Gemälde, und das Wasser hatte weiche Pastelltöne am Fröhabend, bevor die Lichter angingen. Dann begann im Florian die Musik zu spielen, und die Boote schwankten sachte am Rand der Piazz-

zetta. Alles war von zeitloser Anmut, als hätte es den Krieg nie gegeben.

All das erfuhr ich erst viele Wochen später durch ein Ferngespräch meiner Mutter, für das sie »höchste Stellen« bemüht hatte. Zu der Zeit waren die wenigen Verbindungen nach Deutschland dem Militär vorbehalten; wahrscheinlich hatte sie also einen General, irgendeinen Freund eines Freundes, so umgarnt oder unter Druck gesetzt, dass er ihr zuliebe gegen die Vorschriften verstieß. Auf jeden Fall hatte der Anruf für hochgezogene Augenbrauen in meiner Dienststelle gesorgt, in dem alten Gebäude der IG Farben vor den Toren Frankfurts, wo ich für USFET Akten in einen von zwei Körben legte und im Übrigen auf meine Entlassungspapiere wartete. Ich war seit Anfang des Jahres in Deutschland, zunächst bei der G-2 und dann in einem der Entnazifizierungsteams, deren Aufgabe es war, die Täter von den bloßen Mitläufern zu trennen. In Frankfurt herrschten noch chaotische Zustände, die Straßen waren kaum passierbar, überall sah man Flüchtlinge und hohläugige Kinder mit Hungerödemen. Die Verbindung war so schlecht, dass es schien, als käme der Anruf aus einer anderen Welt, so weit entfernt von dem Schutt und der Verzweiflung vor meinem Fenster, dass sein Inhalt irrelevant schien. Die Marchesa sei sehr ruhig, man merke kaum, dass sie im Haus sei (»Darling, nicht mal die *Spülung*«). Aus meinem Zimmer habe man einen phantastischen Blick. Ihre Bilder seien noch nicht aus New York angekommen, aber Bertie, sprachgewandt und immer hilfsbereit, kümmere sich darum. Der Anruf begann, wie mein Vater gesagt hätte, »mitten in ihren medias res«: mit einem Sprung mitten hinein in das, was ihr gerade durch den Kopf ging, gefolgt von Entrüstung, wenn man nicht verstand, wovon sie redete. Schließlich begriff ich immerhin, dass sie nach Venedig gezogen war und dort zu bleiben gedachte, und das hieß, dass auch ich mich dort niederlassen würde. Die eigentliche Mitteilung war aber, dass sie mich zu Weihnachten erwarte.

»Ich bin aber noch bei der Army.«

»Na, die werden dir doch wohl einen Urlaubsschein ausstellen, nein? Ich meine, der Krieg ist schließlich aus. Und ein paar Tage Urlaub würden dir bestimmt gut tun. Ich hab die Wochenschauen gesehen – es sieht ja schlimm aus dort.«

»Ja.« Lager voller Leichen, die in Schubkarren zu Massengräbern geschafft wurden. Verwilderte Kinder, die PX-Mülltonnen nach Essbarem durchwühlten. Frauen, die von Hand zu Hand Steine weiterreichten, hackten und schaufelten. So hatte sich das keiner vorgestellt beim Vorstoß über den Rhein. Jeder GI mit einer überzähligen Packung Lucky Strike war ein Krösus. Die Nachwehen.

»Alsdann«, sagte sie. »Wäre das nicht wunderschön? Zusammen Weihnachten feiern? Zum ersten Mal wieder nach Jahren.«

»In einem faschistischen Land«, sagte ich, halb im Spaß.

»Das kann man überhaupt nicht vergleichen. Die waren hier keine *Nazis*. Und überhaupt, das ist alles vorbei. Es ist herrlich hier, genau wie vorher. Ich kann's gar nicht erwarten, dass du das Haus siehst. Vielleicht schneit es ja. Im Schnee soll es hier ganz bezaubernd sein.«

Typisch für sie, dass sie auflegte, ohne mir ihre Adresse zu sagen. Deshalb war es dann Bertie, dem ich schrieb, dass ich Weihnachten im Krankenhaus zubringen würde. Nachdem ich den Einsatz an der Front und die schwereren ersten Tage der Besatzung überlebt hatte, war mir peinlicherweise ein rostiger Nagel zum Verhängnis geworden. Ein unvorsichtiger Schritt im Trümmerfeld einer Frankfurter Straße, eine Wunde am Fuß, machte eine Tetanusbehandlung erforderlich und einen Urlaub, den ich mit Amputierten und jungen Männern mit nervösen Ticks verbringen musste. Als ich endlich nach Venedig kam, war es Februar, ich war aus der Army entlassen, und die Stadt duckte sich unter einer feuchten, nebligen Kälte.

Der Piano Nobile in all seiner steifen Pracht war eiskalt und dank langer, schwerer Vorhänge zwar dunkel, aber nicht frei von Zugluft. Im Wohnzimmer verbreiteten elektrische Heizkörper

gemütliche Wärme, aber in dem hohen Tiepolo-Speisezimmer war es so unangenehm kalt, dass meine Mutter dazu übergegangen war, in der Küche zu essen, wo sie mit einem Tablett auf dem Schoß neben dem Herd saß. Von der Marchesa über uns war so wenig zu hören, dass ein Dienstmädchen nachsehen geschickt wurde, als könnte sie einer dieser Vögel sein, die reglos auf einem winterlichen Zweig sitzen und dann plötzlich herunterfallen. Das hätte alles ganz anders sein können, wenn die Sonne über der Adria gestanden hätte und ihre Wärme durch die Ziegeldächer und Parkettböden eingesickert wäre, wie es sogar schon im Februar oft vorkam, aber in diesem Winter war der Himmel deutsch – bewölkt und grau. An den Abenden gab es in der Nähe unseres Hauses überhaupt kein Licht. Vom Meer zog der Nebel heran und kroch über den Giudecca-Kanal. Um Strom zu sparen, ließ man Straßenlaternen nur in großen Abständen leuchten, und für die dunklen Gässchen hätte man wieder Fackeln gebraucht wie im Mittelalter.

Mir fiel nichts von alledem auf, oder besser gesagt, es war alles dem Grau, das ich gewöhnt war, so ähnlich, dass ich es als normal hinnahm, als naturgegeben. Die dämmrigen Nachmittage entsprachen dem Wetter in meinem Kopf: Nichts als trostlose Schatten, der Drang, sich in sich selbst zurückzuziehen. Ist es möglich, dass jemand wirklich aus dem Krieg heimkehrt? Die Glücklicheren machen einfach weiter, auf zum nächsten Gefecht, und merken gar nicht, dass sie andere Luft atmen. Wir übrigen müssen nach und nach an die Oberfläche gebracht werden, wie Tiefseetaucher, um der Taucherkrankheit vorzubeugen. Die jungen Kerle in dem Krankenhaus waren zu schnell zurückgekommen – ihre Gesichter zuckten, ihre Augen reagierten auf jedes Geräusch; Opfer. Ich schlief. Der Nebel, der nachts von der Lagune kam, breitete sich auch in meinem Kopf aus, eine einlullende Betäubung, man wollte sich nur in Decken wickeln, in Ruhe gelassen werden. Manchmal kamen Träume – Arten der Rückkehr, Erinnerungen an die alptraumhafte Zeit, die angeblich vorbei war –,

aber meist war der Schlaf nur ein Nebel, formlos und undurchdringlich.

»Genau wie Swann, *couché de bonne heure*«, sagte meine Mutter ein ums andere Mal, aber beiläufig, nicht wirklich besorgt, denn inzwischen war Dr. Maglione in ihr Leben zurückgekehrt, also ging sie abends aus, und wenn sie mich mit einem Buch zurückließ, ahnte sie nicht, dass ich im Geist schon eine Treppe höher war und mich in den Nebel kuschelte.

Die Folge war, dass ich früh aufwachte, noch vor Tagesanbruch. Es war nicht Schlaflosigkeit – ich schlief tief und fest unter meinem warmen Federbett –, sondern die automatische Wahrnehmung, dass sich das Licht bald ändern würde, so wie Blumen angeblich den Kopf dem Morgenlicht zuwenden. Aus meinem Schlafzimmerfenster ging der Blick über den Kanal zur Redentore-Kirche, und ich spähte immer in die Dunkelheit und wartete darauf, dass sich Linien zeigten, als würde Palladio persönlich sie neu einzeichnen, bis schließlich alles hervortrat, noch verschwommen zwar, aber real. Dann zog ich meinen schweren wollenen Militärmantel an, ging lautlos aus dem Haus, leiser noch als die scheue Marchesa, und machte mich auf den Weg.

Es heißt ja oft, Venedig sei ein Traum, aber zu dieser Stunde, wenn noch niemand unterwegs ist und man außer den eigenen Schritten keinen Laut vernimmt, stimmt das im wörtlichen Sinne und nicht mehr nur als Metapher – der Unterschied zwischen den Pflastersteinen unter den Füßen und den Gassen, die man im Kopf hat, löst sich auf. Der Morgennebel und die unheimlichen Gestalten aus den Geschichten unserer Kindheit haben etwas damit zu tun, das wiegende Klatschen der Boote auf dem Wasser, die an ihren Leinen zerren, aber vor allem ist es die Leere. Die Plätze sind verwaist, die Leuchtbojen in der Lagune von keiner Welle gestört, der lärmende Tag, wenn die Besucher vom Piazzale Roma aus in die Gassen strömen, nichts weiter als ein Echo. Die Dinge erscheinen zu dieser Stunde genauso wie im Schlaf, sie gehen zusammenhanglos ineinander über, das verriegelte Gartentor

in die schattige Kirchentreppe in das Schaufenster mit herabgelassenem Rollladen, nicht fassbarer als die Nebelfetzen.

Ich machte immer denselben Gang. Erst die Zattere entlang, vorbei an den einsamen Vaporetto-Haltestellen. Kurz vor der Stazione Marittima bog ich dann in die Gasse ein, die zu Veroneses Kirche San Sebastiano und einem Café für die Eisenbahnarbeiter führt, das immer schon geöffnet war, wenn ich dort anlangte, die Fenster bereits feucht vom Dampf aus den Kaffeemaschinen. Die anderen Gäste, in blauen Overalls mit dicken Pullovern darunter, nickten mir vom Tresen aus zu, registrierten den Militärmantel und beachteten mich weiter nicht, wandten sich wieder ihrem Kaffee und ihren Zigaretten zu. Sie sprachen leise, als schliefe oben noch jemand. Selbst zu dieser frühen Stunde kippten manche schon einen Schnaps. Der Kaffee war mit etwas verschnitten – Zichorie? Eicheln? –, aber trotzdem stark genug, um mich auf der Stelle wachzurütteln. Wenn ich da so mit meiner ersten Zigarette stand und alles um mich herum hellwach wahrnahm – die beschlagenen Fenster, den Geruch heiß gemachter Milch, einzelne Dialektwörter –, hatte ich das Gefühl, überhaupt nicht geschlafen zu haben.

Draußen waren jetzt schon ein paar Leute unterwegs – ein Junge in Kellneruniform, der zu einem der Hotels strebte, eine alte Frau im Pelzmantel, die ihren Hund zum Pinkeln bewegen wollte, ein Priester, die Hände zum Wärmen in den Ärmeln, all die Schlaflosen und Frühaufsteher, die ich nie gesehen hatte, ehe ich selbst einer von ihnen wurde. Wäre ich zum Rialto hinübergegangen, hätte ich wahrscheinlich zuschauen können, wie die Fischstände aufgebaut und die Boote entladen wurden, die frühmorgendliche Arbeitswelt, aber ich zog die leere Traumstadt vor. Ab dem Campo San Sebastiano war es ein gerader Weg, nur hin und wieder von Brücken geknickt, zum Campo San Barnaba. Noch kein Marktbetrieb, nur ein Mann, der zur Fähre eilte – vielleicht war er die ganze Nacht nicht zu Hause gewesen. Dann nach rechts Richtung Accademia, dem natürlichen Verlauf der Straßen

folgend, so, wie Wasser in Kanälen fließt, und schließlich in einer Schleife um das Museum herum und durch die kleinen Gässchen Richtung Salute, kein Mensch zu sehen, vorbei an der großen verschnörkelten Kirche und die Fondamenta entlang bis zur Spitze. In meinen Mantel gehüllt, mit dem Rücken an dem alten Zollhaus, saß ich stundenlang hier und schaute über das Wasser auf die Ansichtskarten, die jeder kannte – Ruskins Marmorwellen, das Gold von San Marco, das in der ersten Morgensonne glänzte, die Anlegestelle, an der sich die ersten Boote bewegten, all die schönen Bauwerke, die aus dem Wasser aufragten wie Gebilde aus einem Traum, dem letzten Traum der Stadt.

Anfangs dachte ich, meine Mutter würde der Sache überdrüssig werden, so, wie sie an allem das Interesse verlor, ausgenommen die Vergangenheit, aber Dr. Maglione war eine unliebsame Überraschung, ein Stück Zukunft. Nach dem Tod meines Vaters und der anschließenden Periode melodramatischer Trauer hatte es, so nahm ich an, eine Reihe von Beziehungen gegeben. Aber die hatten sich, wenn überhaupt, hinter der Bühne abgespielt. Ich war fern von daheim, in der Schule, dann in der Armee, dann in Übersee, und ganz auf ihre Briefe angewiesen, in denen von allen möglichen anderen Dingen die Rede war – Wohltätigkeit, Eröffnungen, ihr dreiwöchiger unbezahlter Job in der Galerie Art of This Century und der unvermeidliche Streit mit Peggy Guggenheim. Dann war sie nach Europa zurückgekehrt, ohne eigentlich auf der Suche zu sein, und da war er auf einmal. Kein Schönling, nicht zu jung, auch keineswegs unangenehm, ein wenig sogar meinem Vater ähnlich – schütterte graue Schläfen, ruhig, fast scheu. Und doch amüsiert von ihr, genau wie früher mein Vater, vielleicht beide angezogen von dem quecksilbrigen Wesen, das ihnen beiden fehlte. Wie auch immer, er war da, sie wirkte fröhlicher, verliebt in Venedig, und merkte nicht einmal, dass die Zimmer kalt waren. Also verschob ich meine geplante Rückkehr nach New York; ich war aus dem Takt, wusste nicht, wohin sie oder ich wollte.

»Er ist kein Mitgiftjäger, weißt du«, sagte Bertie. »Wenn man hinter Geld her ist, warum nicht hinter jungem Geld? Viel mehr Spaß. Du weißt, ich verehere Grace, aber manchmal raubt sie einem den letzten Nerv. Außerdem hat er Dogen unter seinen Vorfahren.«

»Das sagt gar nichts.«

»Wenn man sie hat, schon. Er ist übrigens ein echter Doktor, kein Ehrendoktor. Und mein Arzt. Und ich lebe noch.«

»Ich dachte, das verdankst du dem Alkohol.«

Er nahm sein Glas. »Ja, gut, das auch. Ich meine nur, er ist kein Gigolo.«

»Also hast du sie miteinander bekannt gemacht?«

»Nein, nein. Sie kennen sich seit Jahren. Aus den alten Zeiten. Als wir alle – na ja, noch ein bisschen jünger waren. Die Partys, mein Gott. Das gehört wohl dazu. Du solltest auf jeden Fall dankbar sein. Du möchtest doch nicht, dass sie allein zu Hause rumsitzt, oder? Stell dir vor, wie das wäre. Das war mein erster Gedanke. Sie hat mich völlig aufgelöst angerufen, war schon beim Packen, und ich hab gedacht, um Himmels willen, was fang ich bloß mit ihr an. Noch dazu im Winter. Die Leute meinen immer, es wird ihnen hier gefallen im Winter – schon allein der Karneval, muss doch herrlich sein –, aber daraus wird nie etwas. Am dritten Abend bei Harry's sieht man's ihren Gesichtern an. Sie langweilen sich zu Tode.«

»Aber dir wird doch auch nicht langweilig.«

»Ich bin hier zu Hause. Ich weiß, woran ich bin. Der springende Punkt ist, Grace brauchte einen Freund, und jetzt hat sie einen. Sie ist glücklich, und du hast sie vom Hals. Du musst mit deinem eigenen Leben klarkommen, statt dich um sie zu kümmern. Apropos, was machst du heute?«

»Weiß ich noch nicht.«

»Ach, diese Jugend. Zeit in Hülle und Fülle.«

»Im Augenblick genieße ich Venedig, das ist alles.«

»Ach ja? Grace sagt, du schläfst den ganzen Tag.«

»Nein, ich laufe den ganzen Tag herum. Das ist die einzig mögliche Art, die Stadt zu sehen. Dann werde ich müde, und in der Nacht schlafe ich.«

»Mhm, wie die Bauern. Mit den Hühnern aufstehen und schlafen gehen. Ist es so schlimm mit der Langeweile?« Es klang nur ein klein wenig besorgt.

»Nein, eigentlich nicht. Es ist wie Urlaub.«

»Urlaub wovon?«

Ich zuckte die Achseln. »Von der Army. Von allem. Nur für ein Weilchen.«

»Na schön, aber pass auf, dass du nicht süchtig wirst.«

Ich schaute ihn an, das Wort hatte mich gepackt. Als wüsste er Bescheid über meine Morgenstunden an der Dogana. Der Müßiggang. Die Schönheit der Stadt ein Opiat.

»Keine Angst. Aber ich muss sicher sein können, dass sie nicht in ihr Unglück rennt. Dogen hin, Dogen her.«

»Adam, die essen zusammen. Trinken was. Unterhalten sich. Noch hat niemand das Aufgebot bestellt. Weißt du was? Ich kann dir das sagen, weil ich dich kenne, seit du auf der Welt bist. Länger sogar. Ich weiß noch, wie Grace mit dir schwanger war.« Er hob das Glas und zeigte mit dem Finger auf mich. »Du hast ein bisschen zu viel Zeit. Du machst Ärger, obwohl es nicht den geringsten Anlass dafür gibt. Mein Rat – man weiß ja nie, manchmal hört einer zu – wäre: Freu dich für deine Mutter und kümmer dich um deine eigenen Angelegenheiten. Aber das ist es ja vielleicht gerade.«

»Was ist was?«

»Dass du nicht genug eigene Angelegenheiten hast.«

Ich schaute in dieses schmale, vergeistigte Gesicht, die Augen hell und wach hinter den Halbmondgläsern.

»Ich will nicht vorgestellt werden. Niemandem. Such dir jemand anderen zum Verkuppeln.«

»Ich verkuppe niemanden«, sagte er, leicht pikiert, aber trotzdem amüsiert.

»Doch. Diese gemütlichen Lunchpartys, und du sitzt da und schaust zu, wie eine Schildkröte.«

»Eine Schildkröte. Hör sich einer den an.« Nachdenklich griff er nach dem Kästchen auf dem Couchtisch und nahm sich eine Zigarette.

»Im Ernst, Bertie. Ich kann mir meine Freunde selber suchen.«

»Aber das gelingt doch keinem. Ist dir das nie aufgefallen?«

»Du hast offenbar keine Schwierigkeiten damit.«

Er zündete die Zigarette an und betrachtete mit hochgezogenen Brauen das Flämmchen. »Na ja, ich miete sie. Nein, werd jetzt nicht vulgär, so meine ich es nicht.«

Aber ich grinste trotzdem, ich dachte an die vielen Forschungsassistenten, junge Männer, von denen man wusste, dass sie im Haus waren, die man aber kaum zu sehen bekam, wie Dienstmädchen.

»Man könnte meinen, du bist erst zwölf. Oder zehn.«

»Fast«, sagte ich, immer noch grinsend. »Auf jeden Fall zu jung für deine Liste.«

»Ach, irgendeine findet sich bestimmt. Es soll Leute geben, die Schwestern haben.«

Und Cousinen, wie sich herausstellte. Oder besser gesagt, die Freundin einer Cousine, eine so zarte Verbindung, dass wir, als die Erklärung komplett war, einander schon vorgestellt worden waren.

»Das macht er immer so«, sagte ich zu ihr, als Bertie zu einer anderen Gruppe hinüberging. »Er sagt, so haben die Leute wenigstens was zu reden. Claudia, richtig?«

Sie nickte und schaute Bertie nach. Es war eine der nachmittäglichen Cocktailpartys, zu spät für Tee, aber noch früh genug, dass man den Sonnenuntergang über dem Canal Grande genießen konnte. Berties Palazzo lag nicht weit vom Palazzo Mocenigo auf der Sant-Angelo-Seite, kurz vor der letzten Biegung des Kanals zur Accademia-Brücke hin, und im Winter war das Licht auf dem Wasser um diese Tageszeit gedämpft, fast blassrosa. Die letzten Sonnenstrahlen hatten sich scheinbar in die brennenden Kamine zurückgezogen, die auf beiden Seiten des Raumes kleine

Wärmeinseln erzeugten. Die Gäste waren Berties übliches gemischtes Völkchen – blasse Kuratoren aus der Accademia, wo er »attachiert«, aber nicht offiziell angestellt war, ein paar attraktive Männer, in denen ich ehemalige Forschungsassistenten vermutete, zu fein angezogene Emigranten mit Drinks und Venezianer, die so reich oder müßig waren, dass sie um fünf Uhr nachmittags nicht arbeiten mussten. Ich hatte sie schon vorher gesehen, sie hatte allein am Fenster gestanden und deplatziert und gestrandet gewirkt wie jemand, dem man einen Drink versprochen und den man dann vergessen hat. Sie nestelte an ihrem Kragenknopf, ein unbewusstes Notsignal, sah dann, dass ich zu ihr hinschaute, hörte auf und ließ die Hand sinken, schaute jedoch nicht weg. Ich wollte zu ihr, um sie zu retten, aber da tauchte plötzlich Bertie neben ihr auf und zog sie ins Gewühl, wo sie sich immer noch unbehaglich fühlte, aber wenigstens mit jemandem redete. Bis Bertie zu mir kam, hatte sie alle Scheu verloren und sah mich mit unverhohlener Neugier an.

»Worüber reden Sie normalerweise?«, fragte sie fast tonlos. Durch die Anstrengung, Englisch sprechen zu müssen, war ihre Stimme um eine Oktave abgesunken.

»Über alles Mögliche. Zum Beispiel: Wo haben Sie Englisch gelernt?«

»In London. Vor dem Krieg. Mein Vater wollte, dass ich Englisch lerne. Aber in den letzten Jahren war es natürlich schwierig. Es zu sprechen.«

»Ist doch einwandfrei«, sagte ich und betrachtete sie jetzt ein bisschen genauer. Von den Leuten, mit denen ich hier gesprochen hatte, war sie die Einzige, die den Krieg auch nur erwähnte. Sie war schlank, hatte gelocktes dunkles Haar, einen langen, geraden Hals und die Haltung einer Tänzerin. Sie war in Bürokleidung gekommen, einem grauen Kostüm mit wattierten Schultern, darunter eine weiße Bluse. Angesichts der vielen Cocktailkleider in dem Raum hätte sie eigentlich unscheinbar wirken müssen, trist inmitten all dieses Prachtgefieders. Stattdessen verlieh ihr das

Kostüm eine gewisse Intensität. Sie stand und bewegte sich mit einer wachen, zielbewussten Direktheit, so dass alles an ihr, nicht nur das Kostüm, maßgeschneidert wirkte.

»Nein, es rostet. ›Rostet‹, sagt man so?«, fragte sie und wartete auf mein Nicken. »Ich bin aus der Übung. Deswegen hab ich auch gebeten, Ihnen vorgestellt zu werden.«

»Ach ja? Ich dachte, Bertie ... «

»Doch. Ich habe ihn gebeten. Sind Sie überrascht?«

»Geschmeichelt. Glaube ich. Warum ich? Hier spricht so gut wie jeder Englisch.«

Sie lächelte ein wenig. »So schmeichelhaft ist es vielleicht gar nicht.« Sie schaute in die Runde. »Die anderen wirken alle so ... «

Ich drehte mich um und folgte ihrem Blick – Dienstmädchen trugen Tablets umher, alle redeten laut durch Rauchfahnen und lachten, während hinter ihnen das Licht in den Fenstern verblasste.

»Frigol«, sagte ich.

Sie schien überrascht, biss sich auf die Lippe, lächelte. »Ja, aber ich wollte sagen alt. Außerdem haben Sie am Kamin gestanden.«

»Also wurde ich erwählt. Und wenn ich nun auch frivol bin?«

»Signor Howard hat gesagt, Sie waren im Krieg. Das ist ein Unterschied. Sie waren in Deutschland? An der Front?«

»Anfangs. Dann so eine Art Polizist. Jagd auf Nazis, Kriegsverbrecher.«

Sie schaute vor sich hin, überlegte, schien interessiert. »Dann wissen Sie es. Wie es war. Im Gegensatz zu denen«, sagte sie und machte eine Handbewegung zu den anderen hin.

»Vielleicht sind die vom Glück begünstigt. Wie Venedig.«

»Wie Venedig?«

»Wenn man hier aus dem Zug steigt, glaubt man nicht, dass irgendwas passiert ist.«

»Na gut, verglichen mit Deutschland. Aber auch hier, wissen Sie, Kriegszeiten – leicht ist es nicht.«

»Nein, natürlich nicht, tut mir leid«, sagte ich rasch und stellte

mir die Schlangen vor, die Verknappung. »Ich meinte nur, keine Bomben. Waren Sie hier?«

»Die meiste Zeit.«

»Eine echte Venezianerin.«

»Nicht für die Einheimischen. Meine Familie stammt aus Rom. Erst mein Großvater ist hierher gezogen.«

»Ihr Großvater? In Amerika würden Sie damit schon zu den Gründervätern gehören.«

»Gründerväter?«

»Patrizier.«

»Aha. Nein, aber in Rom waren wir eine alte Familie. Seit dem Reich.«

»Welchem Reich?«

Sie zögerte, war sich nicht sicher, was ich meinte. »Rom.«

»Was, mit Tunika und Toga?«

Sie lächelte. »Ja.«

»Claudia. Ein römischer Name«, sagte ich und sah zu, wie sie von ihrem Glas nippte, entspannter jetzt, sogar die scharfen Revers ihres Kostüms wirkten weicher. »Woher kennen Sie Bertie?«

»Ich kenne ihn gar nicht. Er hat alle aus der Accademia eingeladen. Ich arbeite dort. Sein Freund hat einen Cousin, der seinerseits...«

»Das hab ich gehört. Ganz hab ich's auch nicht durchschaut. Da war ich noch nicht – in der Accademia. Sie könnten mich doch mal herumführen. Jetzt, wo das Eis gebrochen ist.«

»Da, das ist auch so was«, sagte sie rasch, ohne auf meine Frage einzugehen. »Da könnten Sie mir helfen. Was heißt das eigentlich, das Eis brechen? Ich weiß schon, man kommt sich näher, aber wie kommt es zu dieser Bedeutung? So wie man auf einem See im Eis einbricht? Ich versteh's nicht.«

»Da hab ich nie drüber nachgedacht«, sagte ich. »Wahrscheinlich ist wohl die allgemeine Steifheit gemeint, wenn man sich noch nicht kennt, dass die durchbrochen wird.«

»Aber nicht, dass das Eis schmilzt – Sie wissen schon, durch

die Wärme der Freundschaft. Warum muss es brechen?« Ratlos schaute sie in ihr Glas.

»Also gut. Jetzt, wo es geschmolzen ist: Würden Sie mich in der Accademia herumführen?«

»Machen Sie lieber eine richtige Führung mit. Ich bin eigentlich keine Expertin für die Bilder.«

»Die Bilder interessieren mich nicht.«

»Oh«, sagte sie, plötzlich verlegen. Sie schaute weg. »Bleiben Sie lange in Venedig?« Eine Party-Frage.

»Meine Mutter lebt hier, jedenfalls bis auf Weiteres. Sie ist einer von den frivolen Menschen hier.«

»Ich wollte nicht...«

»Nein, nein, sie ist wirklich frivol. Das macht unter anderem ihren Charme aus. Die meisten mögen das an ihr.«

»Sie eingeschlossen?«

»Sicher.«

»Ein Sohn, der seine Mutter liebt. Sehr italienisch.«

»Mit wie viel Respekt, sehen Sie ja. Also, was sagen Sie? Irgendwann mal in der Mittagspause? Ich helfe Ihnen auch mit Ihrem Englisch.«

Sie sah mich direkt an. »Warum?«

Mir fiel nicht gleich eine Antwort ein. »Warum?«, sagte ich schließlich. »Ich weiß nicht. Ich bin in Venedig. Ich sollte ein paar Venezianer kennen lernen.«

»Die da sind Venezianer«, sagte sie mit einer angedeuteten Handbewegung.

»Keiner hat darum gebeten, meine Bekanntschaft zu machen.«

Sie lächelte. »Machen Sie sich nichts draus. Das ist pure Höflichkeit. Und jetzt wollen Sie mit mir ausgehen?«, fragte sie, wie um das »ausgehen« auszuprobieren. »Sie wissen doch gar nichts von mir.«

»Ich weiß, dass Ihre Familie sehr alt ist. Das ist schon mal gut. Und Sie sind der erste Mensch, seit ich hier bin, der Gefallen daran findet, mit mir zu reden.«

»Aber Sie sind es doch, der redet.«

Ich grinste. »Okay. Reden Sie.«

»Nein, ich muss gehen.«

»Und mich mit denen alleinlassen?« Wir drehten uns um. »Schauen Sie, jetzt sind die Priester an der Reihe.« Bertie begrüßte einen Priester in einem wallenden Purpurgewand, der ihm mit majestätischer Geste die Hand reichte und kaum den Kopf bewegte, als stünde er vor einem unsichtbaren Thron. »Wer ist das? Kennen Sie ihn?«

»Nein.«

»Ich dachte, hier kennt jeder jeden. Er muss ein Monsignore oder ein Kardinal sein. Irgend so was. Ich wollte, ich wüsste den Unterschied. Sie sind doch aus Rom – können Sie es nicht an den Farben sehen?«

»Ich weiß nicht. Ich bin Jüdin«, sagte sie leise.

»Oh«, sagte ich und wandte mich ihr wieder zu.

»Ist das ein Problem?«

»Warum sollte es ein Problem sein?«

»Juden sind nicht sonderlich beliebt. In Amerika auch nicht, glaube ich.«

»Also, Sie wissen nicht«, sagte ich, ohne auf ihre Bemerkung einzugehen, »ob er ein Monsignore ist.«

»Nein. Und warum wissen Sie's nicht? Sind Sie kein Christ?«

»Ich bin gar nichts. Jedenfalls kein Katholik.«

»Aber auch kein Jude.«

»Zum Teil. Mein Großvater war Jude.«

»Miller?«

»Müller. Geändert. Mein Vater war ein Mischling.«

»Ein Großvater.«

»In Deutschland hat das schon gereicht.«

Sie schaute mich an, dann gab sie mir die Hand. »Danke für Ihr Englisch. Ich muss los. Es ist schon dunkel. Sehen Sie Signor Howard?«

»Er besorgt der Kirche gerade einen Drink. Kommen Sie, es wird uns keiner vermissen.«